

So erkennt man aus historischem Abstand nicht nur die Unterschiede, sondern auch die Gemeinsamkeiten der beiden größten Operndramatiker des 19. Jahrhunderts. Verdi begrüßte einige Errungenschaften Wagners wie das unsichtbare Orchester, wie Wagner kämpfte er um streng werkbezogene Aufführungen, ähnlich bedrückt wie der Bayreuther Meister führte er Klage über die Zustände an der Pariser Oper. Doch verabscheute er persönliche Publicity, rührte nicht die Werbetrommel für sich selbst, versammelte Freunde um sich statt eine Schar von Jüngern. Selbstbewusst verwaltete er seinen europäischen Ruhm. Verdi in St. Agata: Das war das bürgerlich-republikanische Gegenbild zum Bayreuther Welterlösungs- oder Welteroberungsprogramm. Aufschlussreich Verdis Ausspruch über Wagner, er sei »ein

Mann mit viel Begabung, der sich auf verschlungenen Wegen gefällt, weil er die einfachen und geraden nicht zu finden weiß«. Wagner beschloss seine Laufbahn als Opernkomponist mit dem düsteren Parsifal, der 80-jährige Verdi brachte als letztes Werk Falstaff heraus, im schallenden Gelächter einer erotischen Komödie. Sie endet mit den Worten »Tutto nel mondo è burla«, »alles auf der Welt ist Scherz«, und Verdi komponierte dazu eine Fuge. An seinen Textdichter Arrigo Boito schrieb er: »Ich mache mir ein Vergnügen daraus, Fugen zu schreiben. Jawohl, mein Herr, eine Fuge (...) und zwar eine komische. Die passt ja wohl gut zu Falstaff. Du wirst fragen: Was meinst du mit einer komischen Fuge? Was heißt komisch? Ich weiß nicht, wieso und warum, aber es ist eine komische Fuge.«



Hanjo Kesting

(*1943) ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien bei Wallstein: Grundschriften der europäischen Kultur. Erfahren, woher wir kommen.

Ruthard Stäblein

In der vorläufigen Hölle

Brasilianische Gegensätze

»Brasilien, ein reiches Land ohne Arme« – so verheißt ein Plakat bei der Ankunft am Flughafen von Rio de Janeiro. Eine sozialdemokratische Hoffnung unter dem Arbeiterpräsidenten Lula. Als »Land der Zukunft« pries Stefan Zweig Brasilien schon 1941. Auf dem Weg zur Innenstadt verlassene Fabriken, belebte Billigmärkte, die ersten Favelas auf Hügeln links und rechts. Eine mächtige Kirche krönt eine Siedlung aus rotem Backstein. An der Copacabana die breite Avenida Atlântica, der Boulevard mit angeschlossenem Prachtstrand, einem

Strand der Gegensätze, wo arm und reich baden. Die Krümmung des Strandes wird aufgenommen von der eleganten Kurvatur der Hochhäuser aus der Zeit von Art déco und Le Corbusier. Damals brach Brasilien auf in die Moderne.

Die beiden Enden des Strandes von Copacabana werden von Militärforts bewacht. Am südlichen Fort treiben Soldaten Frühsport neben Männern, die vor der Arbeit kurz mal im Sand kicken. Frauen mittleren Alters verdecken beim Jogging dezent ihre Schwachstellen. Ein zerlumpter

Farbiger reibt sich den Schlaf aus den Augen, gräbt ein tiefes Loch in den Sand, geht in die Hocke, um seine Notdurft zu verrichten. Ein anderer badet, obschon eine rote Fahne auf die gefährliche Brandung hinweist. Sogleich ist die Wasserwacht zur Stelle. Entlang der Avenida öffnen die ersten Kioske. Im Angebot: frisch gekühlte Kokosmilch aus noch grünen Kokosnüssen, Ananas, Guavas, Guaranás, Papayas.

Am nördlichen Ende führt ein Weg durch das Fort, vor dem ein Wasserwerfer platziert ist, an einem Durchgang mit wachhabenden Soldaten vorbei zu einem Hügel, den ein Urwald bedeckt. Ja, Regenwald, mitten in Rio, auf dem »morro do Leme«. Der Gipfel bietet von seinen ehemaligen Militäranlagen aus einen Überblick über Rio. Zur Seeseite hin Buchten, vorgelagerte Inseln, der Zuckerhut. Zur Landseite hin der »Corcovado« mit der Jesus-Statue, die ihre rettenden Arme über Rio ausbreitet, ebenfalls aus Art déco-Zeiten. Im Vordergrund: »micos«, Äffchen, die über elektrische Leitungen balancieren.

Unten in der Stadt demonstriert die neue Mittelklasse. Im Himmel kreisen Geier. »Sind das Pleitegeier?«, frage ich Danilo Dawid Bartelt, der eine »Biografie« über Copacabana als »Sehnsuchtsort« veröffentlicht hat. Er lacht: »Vielleicht. Die Stadt gilt ja eigentlich als boomend. Wie das Land. Aber ein Grund dafür, dass jetzt so viele Menschen massiv auf die Straße gehen, besteht darin, dass diese Erzählung vom Aufschwung, an dem alle und gerade die unteren Einkommenschichten teilhaben, und von Brasilien als einem Land, in dem die Mehrheit der Bevölkerung zur Mittelklasse gehört, nicht der Realität entspricht.« Er zeigt nach rechts, hinter die Hochhäuser des Copacabana-Viertels, wo sich hügelan die »favela do Morros dos Cabritos« hinzieht, die älteste Favela Rios.

Bartelt leitet seit 2010 das Brasilien-Büro der Heinrich-Böll-Stiftung. Er spricht die Abholzung der Regenwälder an: pro Jahr die Fläche des Saarlands. Aber

er hebt auch die wirtschaftliche Dynamik hervor: »Brasilien ist ein sehr reiches Land mit vielen Bodenschätzen. Es ist in weiten Teilen tropisch, hat eine üppige Natur, die an Früchten und Getreiden alles hervorbringt. Es besitzt eine reiche Kultur. Aber was die Einkommensverteilung angeht, herrscht nach wie vor extreme Ungleichheit.« Mit 500 Euro soll eine Familie schon zur Mittelschicht gehören, sagt Bartelt, dabei reiche das Geld bei Weitem nicht aus, um die Kinder auf eine Privatschule zu schicken.

Am nächsten Tag treffe ich den Schriftsteller Paulo Scott in der Buchhandlung Travessa. Scott wurde 1966 in Porto Alegre geboren und wuchs in einer Arbeitersiedlung auf. Als Jurastudent hat er sich für die demokratische Entwicklung Brasiliens nach 24 Jahren Militärdiktatur eingesetzt. Er ist Mulatte und erklärt mir im Lager der Buchhandlung, wie er die Situation in Brasilien vor der Fußball-WM einschätzt: »Als der FIFA-Präsident Blatter den versprochenen Standard für seine WM einforderte, stieg die Wut in der Bevölkerung auf den Siedepunkt. Wo gibt es einen solchen Standard in den Schulen, im Gesundheitswesen? wurde gefragt. Sieben Milliarden Reales (über zwei Milliarden Euro) kostet der Bau von WM-Stadien, die der Staat zu 91 % finanziert, ein beträchtlicher Teil davon verschwindet durch Korruption. Die FIFA erwartet vier Milliarden US-Dollar Reingewinn, steuerfrei. Dass Großprojekte wie die WM 2014 und die Olympiade 2016 sich für das Land auszahlen, ist möglich; auf jeden Fall soll die Infrastruktur davon profitieren. Aber gerade an der Erhöhung der Fahrpreise entzündeten sich die Proteste. Die öffentlichen Schulen sind schlecht finanziert. Und die Universitäten bilden zu wenig qualifizierte Kräfte aus.«

In Paraty, einem kleinen Küstenort auf halbem Weg zwischen Rio und São Paulo mit weitgehend erhaltener Altstadt aus dem 17. Jahrhundert, findet jährlich das Flip statt, ein internationales Literatur-

festival, gut organisiert und lebhaft besucht. Etwa tausend Menschen verfolgen in einem Zelt die Debatten, die in diesem Jahr von einem Thema beherrscht werden: den neuen Protestformen und ihren Ursachen. Der Schriftsteller Luiz Ruffato klagt an: »Wir stehen an siebter Stelle in der Welt, was den Mord an Frauen betrifft. Wir haben das zweitschlechteste Bildungssystem der Welt und ein bankrottetes Gesundheitssystem. Die öffentliche Sicherheit ist desaströs: für die Mittelklasse und besonders für die Peripherie, die Außenbezirke. Zugleich sind wir eines der Länder mit den meisten Millionären.«

Ruffato zählt zu den renommiertesten Schriftstellern Brasiliens. Auf der Frankfurter Buchmesse wird er für das diesjährige Gastland die Eröffnungsrede halten. Seine Biografie ist außergewöhnlich, selbst für einen brasilianischen Autor. Die Eltern waren Analphabeten, schon als Zwölfjähriger musste er kellnern, um die Familie mit zu ernähren. Er wurde Mechaniker, danach Journalist, traute sich lange nicht zu publizieren. Dann aber brachte er Bücher heraus, die heftig einschlugen, wie der Roman *Es waren viele Pferde*. Jetzt zur Frankfurter Buchmesse erscheint *Mama, es geht mir gut*. Das Buch bildet den Auftakt zu Ruffatos Romanzyklus *Vorläufige Hölle*. Ruffato beschreibt darin die Erfahrungen brasilianischer Proletarier, Migranten, Farbiger als eine Hölle, die nicht enden will, er berührt die offenen Wunden der brasilianischen Geschichte, den Rassismus, die permanente Gewalt. Es ist eine schmerzhafteste Lektüre. Doch bleibt Ruffato skeptisch, was den Erfolg der unlängst aufgeflackerten Demonstrationen betrifft. Nicht die aktuelle Regierung sei für die Misere verantwortlich, sondern die Struktur des Landes und seine Geschichte: »Wir sind eine Gesellschaft, die sich noch im Aufbau befindet, belastet von einem Geburtsfehler. Sie trägt noch immer die Makel der Kolonialzeit.«

Als die Portugiesen nach Brasilien kamen, gab es fünf Millionen Indianer, heute

sind es nur noch 600.000. Und ca. fünf Millionen Sklaven wurden aus Schwarzafrika hierher gebracht, wobei schon beim Transport 800.000 umkamen. An diesen Geburtsfehler wollten auch die Demonstranten nicht rühren, findet Ruffato, sie kratzten nur an der Oberfläche: »Wir haben in Brasilien eine extrem ungerechte Gesellschaft. Wir leben mit einer Rassentrennung. Es gibt Indianer und Schwarze. Es gibt eine Elite in der Gesellschaft ohne jegliche Verantwortung für das Land, aus dem sie ihren Reichtum zieht.«

Auch Paulo Scott sehe ich in Paraty wieder. Wie Ruffato beschäftigt er sich in seinen Büchern mit den Schattenseiten des an sich reichen Landes. In seinem Roman *Unwirkliche Bewohner* ist die Heldin eine Guaraní-Indianerin. Mitten in Paraty sitzen Indianer dieser fast ausgestorbenen Ethnie zusammengekauert am Straßenrand und bieten Flechtwerk an. Paulo Scott erhält im Flip-Zelt von Paraty viel Beifall, wenn er sagt: »Wir haben eine relativ konsolidierte Demokratie und zugleich einige ernsthafte Probleme bei der Restrukturierung des Landes. Eines davon ist das fragile Erziehungs- und Bildungswesen. Ein anderes das Parlament. Unsere Politiker machen, was sie wollen. Sie missbrauchen unsere Geduld. Sie schrecken nicht einmal vor gewalttätigen Maßnahmen zurück. Was im Augenblick passiert, ist eine Folge dieser brasilianischen Politik, vor allem im Parlament, nicht nur in der Regierung. Wir haben eine Reihe von Abgeordneten, die kriminell sind. Das Volk hat verstanden, dass das sogenannte brasilianische Wunder zu Ende geht. Das Volk hat mit dem Mythos vom brasilianischen Wunder gebrochen.«

Auch im persönlichen Gespräch gerät Paulo Scott in Rage: »Die Äußerung des Fußballers Ronaldinho, dass man eine WM nicht mit Krankenhäusern, sondern mit Stadien bestreite, zeigt doch, dass das

Das dunkle Erbe der Kolonialzeit

Gesundheitssystem nicht ernst genommen wird. Sicher braucht Brasilien diese internationalen Herausforderungen, aber allein durch den Einsatz von Geld werden die Probleme zu Hause nicht gelöst. Die gesellschaftlichen Einrichtungen sind noch nicht stark genug, und so haben wir noch keine wirkliche Emanzipation Brasiliens.«

Die Schriftsteller, Künstler, Verleger, Buchhändler, Wissenschaftler und Intellektuellen, die ich in Brasilien treffe, auch die Organisatoren des Gastlandauftritts auf der Frankfurter Buchmesse, sind sich in zwei Punkten einig: Sie bewundern Musiker wie Gilberto Gil, der bei seinem Auftritt in Paraty enthusiastisch gefeiert wird (er braucht die Themen seiner Lieder nur zu summen, und die Besucher singen sie auswendig weiter), und sie bewundern die Fußballspieler ihrer Seleção, die beim Confed Cup den Weltmeister Spanien im Endspiel entzauberte. Manche schauen noch

etwas genauer hin, wie Luiz Ruffato, der auch am Fußball die dunkle Seite wahrnimmt: »Das Endspiel zwischen Brasilien und Spanien im Maracanã bietet ein gutes Beispiel, um Brasilien zu verstehen: Oben auf den Rängen sitzen die Weißen und Reichen, und unten auf dem Feld spielen die Schwarzen. Die Schwarzen und Armen schwitzen, um für die Weißen und Reichen ein Spektakel zu liefern.« Auf meinen Einwand, dass Spieler wie Ronaldinho auch zu den Reichen gehören, antwortet Ruffato: »Sobald sie viel verdienen, sind sie keine Schwarzen mehr. Die beste Definition hat Ronaldinho selbst gegeben, ein wahrer Soziologe. Auf die Frage, ob es in Brasilien Rassismus gebe, hat er genial geantwortet: Wenn du kein Geld hast, dann leidest du sehr unter dem Rassismus; da war ich Neger.« Ronaldinho Gaúcho, so wird er in Brasilien genannt, besitzt eben Klassenbewusstsein.



Ruthard Stäblein

(*1953) ist Redakteur für Literatur bei *hr2-kultur* und Herausgeber von Hörbüchern wie *Briefwechsel Th. Bernhard/S. Unsel* oder *Albert Camus: Leben heißt Handeln*.

rstaeblein@hr-online.de

Ulrich Baron

»Hanß Linckhoß ist nicht hier«

Deutsche Fußnoten zu Brasiliens Kolonialgeschichte

Am 5. Februar 1630 betritt ein junger Deutscher nahe der Stadt Olinda zum ersten Mal brasilianischen Boden. Er gehört zu den rund 2.100 Söldnern und 700 Bootsgesellen, die eine niederländische Flotte an Land geschickt hat. Für die Invasoren wird es eine unruhige Nacht, in der selbst Glühwürmchen, oder, wie Ambrosius Richshoffer sie nennt, die »fliegenden Mucken in dem Gebüsche, welche einem brennenden Lunten gleich erschienen«, Alarm auslösen.

Ansonsten passiert zunächst nicht viel, aber für Richshoffer ist es ein historischer Moment. Während er in tropischer Finsternis auf der Schildwache steht, jährt sich die Stunde seiner Geburt. Gerade erst 18, ist er einer von zahllosen Deutschen, die in Diensten der niederländischen Westindischen Kompanie (WIC) am »Groot Desseyn« teilnehmen – am Versuch, in Westindien eine ähnliche Position zu erkämpfen wie deren große Schwester, die